

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 10

Artikel: Alter Unfug
Autor: C.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und gut ist's gegangen; ich kenne die Berge, ich kenne jeden Schritt, ich kann leisten, was nur einer zu leisten vermag." Mit Verlaub, ich muß im Gedanken an diesen prahlerischen Führer den Satz umkehren: „auf der Alm giebt's doch a Sünd“, das Prahlen. Der Führer vom Vormittag sprach nie ein Wort von sich; wohl aber lobte er uns immer. Je langsamer wir gingen, um so freundlicher stellte er sich; „die Damen marschieren recht gut“ war sein oft wiederholter Satz. Ganz anders der Wegweiser beim Abstieg; er bestürmte uns beständig mit seinen Berichten über wahrscheinlich selbsterfundene Waghalsstücklein Anfangs widersprach ich, später sah ich ein, daß es hier auf pfadloser Höhe nicht wohl angehe, den Leu zu wecken, und begann ihn zu rühmen. Das schien denn auch seine Freundschaft zu gewinnen und nach 2½ Stunden landete er mich glücklich im obersten Dörfchen des Wallis, in Gletsch, im Hotel gleichen Namens. Der Abstieg war schwieriger als der Aufstieg; Der Schnee war weicher; ein leichter Sprühregen hatte das Seinige dazu beigetragen. Ich war kaum den halben Weg gegangen, als ich schon bis an die Knie durch und durch naß war.
(Schluß folgt.)

Totentanz.

Von Paul Ilg.

Wie komm ich in den Saal hinein?
Es tanzen hunderd Paare.

Ich wollte doch alleine sein — ?

Mein Schatz liegt auf der Bahre.

O Lichterglanz und Geigenklang!
Es war so kalt im Freien,
Ich ging und ging — wer weiß wie lang —
Dann sing's wohl an zu schneien. —

Und jetzt der Taumel um mich her,
Das lustdurchdrungne Schwelgen,
Die Lust von Wohlgerüchen schwer — —
So liebte sie das Leben.

Was steht nun alle wie gebannt?
Man starrt mich an mit Schweigen.
Habt ihr denn meine Braut gekannt,
Als sie noch kam zum Reigen, —

Wie wird mir doch? Es wankt die Wand,
Es klingen sel'ge Weisen — —
Das Liebchen weilt im Totenland —
Lebt wohl, ich muß verreisen.

Die Blasse — mit dem roten Haar,
In hellgewirkter Seide,
So jung, so schön, so unnahbar
Und schlank wie eine Weide?

Die Seele voller Überschwang
Und dennoch keuschi verschlossen — — ?
Seht, all das hab ich mondelang
Als wie im Rausch genossen.

Was steht ihr noch? Die Musik schweigt?
Der Saal wird hell und heller —
O Mädchen tanzt, o Geiger geigt,
Das Herz schlägt schnell und schneller —
Tanzt, singt und küßt euch, was ihr könnt,
Käz'l's Liebchen um die Hüste —
Es kommt ein Gott, der's euch nicht gönnt,
Und senkt's in kalte Grüste!

Alter Anfang.

(Mitgeteilt aus dem Toggenburg.)

Unsere Zeit röhmt sich ihrer Fortschritte gegenüber der älteren Vergangenheit und das nicht ohne Grund. Erstaunliches hat sie zu Tage gefördert, doch bis zur Stunde den Stein der Weisen noch nicht gefunden. Gar Vieles ist jetzt noch nicht, wie es sein könnte und sollte; dennoch kann mit großer Befriedigung konstatiert werden, daß im Laufe der

Zeit alte Missbräuche teilweise oder ganz verschwunden sind, obschon sie mit dem Volksleben enge verwachsen waren. Aus der großen Zahl heben wir nur hervor: Das Zusammenschellen getrennt lebender Eheleute, das Hochzeitsfischen, die sogenannten Brütspinnen, der Kiltgangtribut, das Faßnachtbegaben, das Funkenbrennen etc. Wir haben uns die Aufgabe gestellt, diese, seinerzeit florierenden Auswüchse des Volkslebens etwas näher zu beleuchten.

Das Zusammenschellen, der gravierendste Unfug, muß wohl schon recht alt sein, denn er spiegelt in der Ausführung den Charakter rohen Heidentumes ab, und Großvater und Urgroßvater wußten viel davon zu erzählen. Sein Zweck sollte der sein, sogenannte verlotterte Ehegatten, die sich nach kürzerer oder längerer Trennung wieder friedlich zusammengefunden, vor Bank, Zwist und möglicher späterer Trennung abzuschrecken, und neuverbündeten Eheleuten, ja selbst den Ledigen, resp. noch Unverheirateten, ein Merkmarx zu geben, was ihnen drohe, wenn sie einander leichtfertig verlassen wollten. Wir sehen somit, der Zweck war nicht schlecht, aber was fehlte, das Mittel heiligte ihn nicht.

Hatte sich ein Ehepaar infolge Veruneinigung getrennt, dann aber eines bessern besonnen, d. h. wieder vereinbart, so war das zumeist den Jünglingen ein Ruf zur Sammlung, zum Einschreiten. In aller Stille wurde beraten, wenn der Grampol stattfinden solle und wie er in Szene zu setzen sei. Unterdessen wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen und dann konnte der Spektakel losgehen. Am bestimmten Abend, zur festgesetzten Stunde, schlichen die Teilnehmer in die Nähe der Wohnung des zu brandmarkenden Paares. Eine Wache mußte strenge Aufsicht halten, daß ja kein Uneingeweihter sich nähren und sie verraten könne. Um weniger erkannt zu werden, gebot es die Vorsicht, den Kopf noch mit einem Tuch, gewöhnlich Mastuch, zu verbinden, auch nicht zu reden. Wer letzteres tun mußte, veränderte seine Stimme. Auf ein gegebenes Zeichen, gewöhnlich Pistolen-schuß, ging ein Heidenlärm los. Eine gräßliche, ohrenzerreißende Kazenmusik! Alle nur erdenklichen Musikinstrumente, je gräßlicher ihre Töne, desto besser, zusammengeschlagene Pfannendeckel, Schellen, Trommelschlag, Pistolengeknatter, kurz alles, was zur Vermehrung des Heidenlärmes etwas beitragen konnte, kam zur Verwendung, unterstüzt vom Gejauchze und Gejodel der vielen Teilnehmer. Hatte dieser vandatische Lärm ungefähr eine Viertelstunde gewütet, möchte man sagen, knallte ein Schuß und — Totenstille tritt ein. Ein rechter „Schönerr Wagner“, mit durchdringender Stimme, trat vor und hielt eine oft ans Ullsittliche streifende Rede, alle Schwächen der der Schande Preisgegebenen ans Licht ziehend. Meist nahm der Sprecher noch Zuflucht zur Lüge, damit das Maß der Sünde ja recht voll werde, und der inszenierte Schandakt als gerechte Volksjustiz angesehen werde. Auf diesen wüsten Sermon folgte ein Dacapo des ersten Aktes und dann ein Knall und — Schluß der himmeltraurigen Komödie. —

Solch ein Schandkrawall sollte ein Ritt sein für verletzte Gemüter, für solchermaßen gebrandmarkte Arme. Die Erfahrung strafft diese Behauptung Lügen. Viel eher war der haarsträubende Auftritt ein Keil, der wiederum eine Spaltung herbeiführte, die nur schwer mehr überbrückt werden konnte. Unter dem Drucke des heißen Angers und der einschüchternden Schande machte eins dem andern Vorwürfe, halste ihm die Schuld auf, und der Riß wurde dadurch nur noch größer. Ob eine teilnehmende Seele mit väterlichen Ermahnungen, mit Liebe und Güte nicht mehr und Besseres hätte bezoeken können. Ganz gewiß. Eine ruchlose Behandlung ist eine Versündigung gegen Gott und namentlich auch gegen die kalt und lieblos Gerichteten. Auf ihnen ruht die Schande nicht. — Wir kannten ein Ehepaar in nächster Nähe, das dreimal zusammengeschellt wurde. So viel hat's genügt. Ebenso wären Personen namhaft zu machen, die als Ledige bei jedem Zusammenschnüppeln am eifrigsten mitwirkten und später auch mit einem so zweifelhaften, nächtlichen Ständchen gewürdigt worden sind. Die Nemesis hat auch sie erreicht. Ob sie wohl je gedacht hätten, daß es so kommen werde. Und wer möchte daher, gestützt auf das wahr-

heitsgetreu Gemeldete, darauf schwören, daß das Zusammenschellen probat sei, dem Von-einanderlaufen der Ehegatten Inhalt zu tun. — Und wiederum ist nicht zu vergessen, wie entsättlichend es Alt und Jung beeinflußt. Was wird das Gerumpel bei den Kindern der so Blamierten für einen Eindruck hinterlassen haben. Werden sie ihre Eltern noch geachtet haben. —

Gottlob, dieser fluchwürdige Alt hat sich überlebt! Mit Freuden können wir konstatieren, daß seit einer Reihe von Jahren unseres Wissens nichts derartiges mehr inszeniert worden ist, und er also auf dem Aussterbe-Etat figuriert.

Ursprünglich galt das Hochzeitschießen als Ehrenbezeugung, ist aber in der Weise degradiert worden, daß es schmähiger Bettelei beinahe gleich kommt. Die Hochzeitskanoniere hatten durch ihr „Pülvbern“ es dahin gebracht, daß sie am Tische des Hochzeitsmahles Freiplätze eroberten. Das hat Manchen, der sonst in der Schießkunst kein Tell war, bewogen, seinen verrosteten Schießpistolen aus der Rumpelkammer hervorzuholen, um am Ehrentage eines seiner einstigen Schulkameraden etwas Pulver zu verknallen; kam's ja doch nicht auf die Punktzahl und Treffer an, letzteres schon gar nicht. Ein Plätzchen am Schenkttisch genügte ihm. So büßte das Pulververpuffen an Hochzeiten mit der Zeit von der alten Ehre viel ein. Solches kann auch andern Ehrenbeweisen passieren.

Als Ehrenbezeugung hätte man indessen das Hochzeitschießen nicht amtlich verbieten müssen, und so ist es auch deswegen nicht geschehen, sondern eben nur darum, weil es selten ohne Unfall ablief. Wie viele Finger abgeschossen oder Hände und Arme für immer unbrauchbar gemacht, Augen ihrer Sehkraft beraubt wurden, meldet keine Chronik. Man betrieb's dennoch trotz Verbot. Man postierte sich nur nicht mehr, wie früher vor aller Augen, sondern suchte Deckung hinter einem Haus oder einer Scheune, wohl auch hinter einem Busch und knallte nach Herzenslust. Aber die vorwitzigen, blauen Räuchlein führten etwa auf sichere Spuren und man verschrieb von rechtswegen den Gelbbörsen der Gebotsverleger einen tüchtigen Aderlaß, was auf sie deprimierend wirkte. Mit erstaunlicher Zähigkeit hing man an diesem Unfug, so daß er zur Stunde noch nicht mausetot ist, wohl aber als an Auszehrung leidend betrachtet werden kann.

Schön ist's, wenn Freunde einander bei Standesveränderung oder sonstwie lebhafte Teilnahme bezeugen; nur meinten wir, es könnte dies auf edlere Art, nicht einzig nur durch „Pulververkleppen“, geschehen. Durch Darreichung eines unentbehrlichen Gegenstandes ins Haus könnte man ein bleibendes Andenken stiften, das nicht verschwindet wie Pulverdampf. Und wie wohl käme ein solches einem armen Pärchen bei Gründung eines eigenen Hausesstandes, dem in der Regel noch so manches „Stücklein“ mangelt.

Die Brutschinnen waren auch nie in gutem Ruf. Es war ein alter Herkommen, daß man, wenn ein Ehepaar an seinem Ehrentage abends nach Heimkehr von dem Hochzeitsausflug noch ein einfaches Mahl veranstaltete, gute Freunde und Bekannte dazu einlud. Bei diesem Anlaß kam auch die Jungmannschaft aus der Umgebung herbeigeströmt, die sich hungernd und lungernd herumtrieb und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß zum Kehlenbefeuern etwas erwünscht wäre. Natürlich wurde auch da die Sprache verändert und die ehrwürdigen Häupter verhüllt. Da weiß dann der Bräutigam, wie viel Uhr es geschlagen. Wollte er knausrig verfahren, wäre Spott sein Lohn, läßt er reichlich fließen, hängen viele sich einen Affen an. Dann kommt es nur zu häufig vor, daß unter ihnen Streit und Händel ausbrechen, die oft mit blutigen Köpfen endigen. Ist das nicht strafbarer Unfug? — Zu Ehren unserer Zeit kann man sagen, daß es jetzt in Sachen viel besser aussieht. Dieser Unfug ist im Aussterben.

Als kleiner Knabe hatte ich Gelegenheit, einem Fasnacht begräbnis in der Nähe zuzusehen. Es lag tiefer Schnee. In unserer Wiese hatte man ein Schneegrab ausgehauft. Getrieben von Neugierde, was das zu bedeuten habe, wagte ich mich in dessen Nähe. Nicht lange ging's, so bewegte sich ein ansehnlicher Trauerzug von der Straße

her auf unsere Wiese, dem offenen Grabe zu. Vier kräftige Gestalten trugen einen Toten auf einer Bahre. Es war ein Strohmann, nicht eingesargt. Ohne jegliche Zeremonie wurde er ins kalte Grab versenkt, wohlweislich ohne Sang und Klang, und dann das Grab mit Schnee zugedeckt. Einer der Teilnehmer trat hervor und hielt eine Grabrede, der die ganze Trauerversammlung, nur aus männlichen Personen bestehend, wie mir schien, aufmerksam zuhörte. Still, wie sie gekommen, zogen die Teilnehmenden ab, ohne, so viel ich mich entsinne, irgend ein Urgernis gegeben zu haben. Das geschah an einem Fasnacht-dienstagnachmittag, an dem sonst nur heiterer Sinn dominiert. Ich habe mich in meinem langen Leben oft und viel an dieses wahrhaftige Ereignis erinnert und schließlich doch gefunden, es sei das eine Profanierung, ein Unfug gewesen. Die Totenbestattung ist etwas so Ernstes und Ergreifendes, daß eine derartige Unspielung, wenn sie sich auch innert den Grenzen des Anstandes bewegt, doch vom christlichen Standpunkt aus nicht geziemt. Später kam meines Wissens eine solche Bestattung nicht mehr vor, was zu der Annahme berechtigt, man habe das Ungeziemende derselben eingesehen und deshalb davon abstrahiert.

Und nun der Kiltgangtribut. Unseres Wissens liegt er in den letzten Zügen, selbst Dr. Eisenbart hat ihn aufgegeben. Was hat es für eine Bewandtnis mit diesem Tribut? Er war auf den Nervus rerum erpicht. Es wurde von jedem, der auf Freiers Füßen ging, Geld erpreßt. Hatte einer außer den Grenzen seiner engern Heimat einen Herzensmagnet, resp. einen Herzläfer, so erlaubten sich die jungen Burschen in der näheren Umgebung dieses Magneten, den fremden Eindringling in der Weise zu brand-schäzen, daß er zeitweise bei nächtlichem Besuch seines Liebs ein beträchtliches Opfer an klingender Münze zu bringen hatte. Protestieren galt nicht; geblecht mußte werden, sonst, wehe dem bis an die Ohren verliebten Jünger Amors!

Und welche Verwendung fand der erpreßte Tribut? In der ersten besten Wirtschaft wurde er verjubelt, und dann zogen die hoffnungsvollen Helden halb oder ganz benebelt, lärmend, nicht selten mutwillige Zerstörungen zurücklassend, heim. Das sind sogenannte „Nachhubenstücke“, von denen man in neuerer Zeit wenig mehr hört.

Das Funkenbrennen datiert unseres Wissens aus dem Mittelalter und ist noch jetzt in Frankreich, Belgien und der Schweiz üblich, wo man am Sonntag Invocavit, d. h. in der Nacht vorher, mit Fackeln und Bränden um auf den Bergen angezündete Feuer tanzte. Dieser Brauch dürfte mit der alt germanischen Frühlingsfeier zusammenhängen und zum Funkenbrennen den Anstoß gegeben haben. Welche Gründe mögen obgewaltet haben, es als Unfug hinzustellen? Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir sagen, wegen seiner Feuergefährlichkeit; weswegen hätte man sonst gesetzliche Bestimmungen erlassen, daß nur bei windstillem Wetter und entfernt von Gebäulichkeiten Funken angezündet werden dürfen. Nicht aus der Lust gegriffen sind die immer mehr Boden gewinnenden Befürchtungen, daß sie es sind, die zur Holzverteuerung wesentlich beigetragen haben und es noch tun. Darum abstrahieren schon jetzt viele einsichtige Leute davon, indem sie sagen: Zu bloßer Augenweide Brennmaterial verschwenden, sei gar zu dummi! es wäre doch viel besser, man verabreichte es an arme Haushaltungen, die das Holz kaum mehr zu kaufen vermögen; das wäre ein Gotteslohn, das nutzlos Verlorene aber sei ein Unfug. In der Tat hat an vielen Orten die Jugend angefangen, das für Funken bestimmte Holz Armen zuzuwenden. Das ist schön und sehr loblich und verdient allseitige Nachahmung.

E. F., Neßlau.